Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 14 (1972)

Artikel: Heinrich Federer im Misox

Autor: Müller, Paul Emanuel

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971676

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Heinrich Federer im Misox

von Paul Emanuel Müller

«Schöne, ernste, liebe Mesolcina, lebe wohl! Noch selten sah ich so viel Erhabenes und Liebliches, so viel Epos und Lyrik beisammen wie in dir, du wunderbares Gedicht der Schöpfung. Du hast die Sonne und das dolce Si Italiens, die Kraft und Felsen Rätiens und — sei nicht böse! — auch einen sauberen Tropfen germanischen Blutes in dir.»

Heinrich Federer

Der Vater von Heinrich Federer war Zeichenlehrer an der Schnitzerschule in Brienz. Er war eine Künstlernatur durch und durch. Darüber hinaus liebte er das Wandern. Der rauhe Wind und die Wolken, die staubige Straße und das wechselnde Landschaftsbild, die Bekanntschaft mit einem Wandergefährten für eine flüchtige Stunde, ein rauher Tisch in einem einfachen Gasthaus, die unbekannten Nachtgeräusche von weit her, das noch nie Gesehene, das ganze unverfälschte und ursprüngliche Leben, das alles war ihm immer wieder selige Verlockung.

Stiller war sein Sohn. Das Asthma, unter dem er schon seit der Kindheit litt, erlaubte ihm kein zu ungebundenes Leben. Aber die Landschaft und die einfachen Menschen mit ihrem unverwüstlichen Humor, mit ihrer schönen Leidenschaft für alles, was stark ist und Größe verheißt, die liebte auch er. Und diese Liebe vermochte er zu verbinden mit einer echten Hingabe an die dauernden Werke der Kultur, für deren Erhaltung er sich unermüdlich eingesetzt hat.

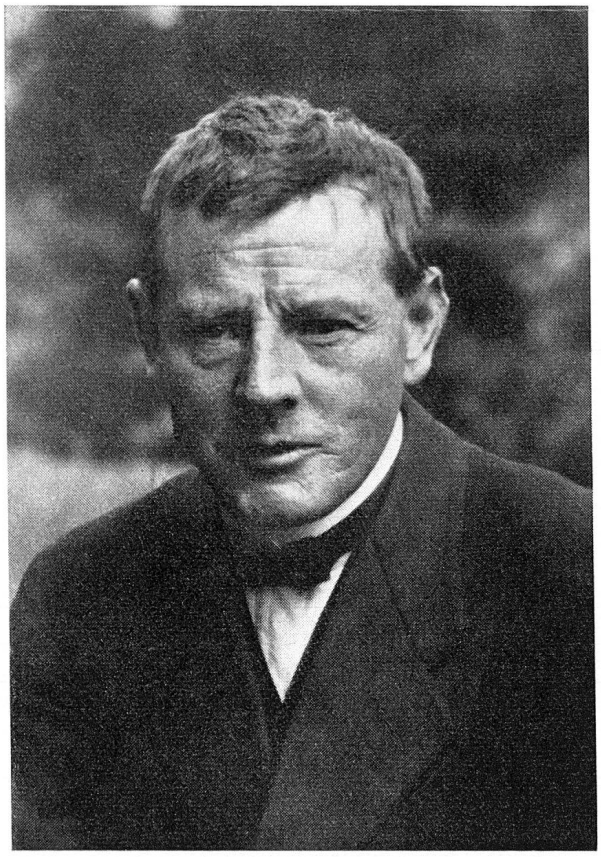
Seine Wander- und Reisebücher gehören noch heute zu den Kostbarkeiten der Literatur. Lebendig erzählt der Dichter von seinen Begegnungen mit den Menschen abgelegener Gegenden, hell und farbig gestaltet er die Landschaftseindrücke, getreulich spürt er der Vergangenheit nach und läßt sie wieder erstehen in seinen sehr zahlreichen Geschichten. All sein Schaffen ist durchwirkt von jenem leisen Humor, der den Verstehenden auszeichnet.

Vier Bände der Gesamtausgabe sind Italien gewidmet. Was dieses Land ihm bedeutet hat, das verraten schon die einzelnen Titel: Wander- und Wundergeschichten aus dem Süden — Umbrische Reisegeschichtlein — Unter südlichen Sonnen und Menschen — Wanderer in Italien. Da klingt Poesie auf. Wir hören den Schritt des fremden Gastes in den engen südlichen Gassen, und wir setzen uns mit ihm in die Küchen und Stuben, wo abends die alten Geschichten erzählt werden.

In den erzählenden Werken wird die Appenzeller-Landschaft lebendig. Der Leser wandert mit den Hauptgestalten dem Seealpsee entlang, zur Teufelskirche und zur Megglisalp hinauf. Tag und Nacht ist er gleichsam mit den Figuren unterwegs und nimmt mit wachen Sinnen auf, was die Natur ihm schenkt an Formen und Farben, Düften und Klängen.

Besonders nah bringt er uns den Kanton Obwalden: «Er hat zwei Gesichter, das ruhige, besonnene, stillfrohe Tal- und Dorfgesicht ... und das Melchaagesicht, das temperamentvolle, dramatische, tragische.»

Aber auch das Bündnerland hat er geliebt. Freilich erfahren wir von dieser seiner stille-



Heinrich Federer

ren Zuneigung nur sehr wenig, wenn wir uns in die Gesamtausgabe seiner Werke vertiefen. Wir müssen einzelne Nummern der Neuen Zürcher Zeitung aus den Jahren 1921—25 oder verschiedene alte Zeitschriften hervorsuchen, wenn wir darüber mehr als nur Oberflächliches vernehmen möchten.

Von 1914 bis 1924 war Heinrich Federer immer wieder in San Bernardino zu Gast. Gerne wohnte er in dem alt-ehrwürdigen Brocco-Haus, wo schon Conrad Ferdinand Meyer abgestiegen war. Auch der Dichter Antonio Fogazzaro weilte hier. Er hat dem Misox mit seiner Versdichtung «Il libro di Miranda» ein schönes Denkmal gesetzt. Sogar der große Staatsmann Cavour war hier abgestiegen.

Die dem heiligen Bernhard von Siena geweihte Kapelle, die dem Kurort den Namen gegeben hat, stellt ein Bauwerk vollkommener Art dar. Auf jede überflüssige Verzierung wurde verzichtet. Hauptraum und Turm wirken allein durch die wohlüberlegten klaren Proportionen. Das Dach — aus schweren Steinplatten gefügt — neigt sich entsprechend dem Fall der lockeren Berghänge dahinter.

Der Kurort liegt mitten in einem Park. Lokkere Tannenhaine schieben sich zwischen leuchtenden Wiesengrund. Die Berge schützen vor dem Zutritt starker Winde. Im Nordosten der Siedlung erhebt sich der reich gegliederte Piz Lumbreda. Ihm gegenüber steht die fast regelmäßige Pyramide des Pizzo Muccia, dessen kantig hervorstehender Grat bis in den Talboden hinunter sich ausstreckt. Etwa auf halbem Wege schwingt sich dieser Grat markant empor und bildet so einen turmartigen Bau aus, der die Flanken wie die Ausbuchtung eines altmodischen Männerhutes überragt. Die Einheimischen freilich haben einen anmutigeren Namen gefunden dafür: Pan di Zucchero nennen sie diesen Turm, Zuckerhut also, und das ist treffend. Zwischen diesen beiden Bergen zieht sich die Paßstraße durch steile Hänge und graues Gestein.

Bevor die Kapelle stand, hatte der den nördlichen Talabschluß überragende Pizzo Uccello dem Paß seinen Namen gegeben. Mons Avium nämlich hieß dieser Berg bei den Römern, und Vogelberg-Paß hieß die Straße bis ins 15. Jahrhundert hinein.

Heinrich Federer wußte genau Bescheid über die geschichtliche Vergangenheit und die hohe Kultur dieser Talschaft. Gerne folgen wir einigen Zeilen seiner ethnographisch-historischen und landschaftlichen Studien: «Die ersten Menschen, die von den Seen da heraufstiegen und an die Flußgabel Tessin — Moesa gelangten, haben trotz dem größeren und laufgerechten Wasser nicht lange gezögert und sich seitlich in die Mesolcina angesiedelt, als wäre das der naturgemäße Weg (nach Norden). Hier liest man sicher die ältesten Spuren der Kultur. Vor aller staats- und handelspolitischen Überlegung ist eben doch in der Geschichte das gesunde Auge des Nomaden und Jägers und Hirten über Steg und Stand zum Wohnen maßgebend gewesen. Und da ist es doch noch heute auffallend genug, trotz aller Kunst und Verhüllung durch die

Gotthardbahn, wieviel bequemer und zugänglicher der Weg durch das lange Moesagebiet zum Hospiz und in den Norden führte, als das Tessintal, das sich zwei-, dreimal ganz verriegelt und bei Airolo erst noch nach links einen Betrug ins Bedrettotal versucht.»

Der Dichter konnte und liebte das Misox. In den drei großen Talstufen, von Süden nach Norden steigend, waren ihm seine liebsten Landschaftsbilder vereinigt: das südlich fruchtbare Tiefland, die wildromantischen Steilhänge mit ihren Wasserfällen und das alpine Hochland mit seinen ernsten, dunklen Tannen und lichtvoll hellen Lärchen dazwischen. Alle Dörfer liegen auf der Sonnenseite des Tales, auf Schuttkegeln und Terrassen vor Wind und Wasser geschützt. Jedes sprach ihn heimatlich an mit seinen holprigen Gassen, Ställen und Häusern, zwischen denen sich da und dort ein kleinerer oder größerer Platz öffnet oder eine Kapelle sich einschmiegt. Und auch mit den Menschen verstand er sich gut. Gerne sprach er mit ihnen oder er beobachtete sie doch, wenn sie abends miteinander in einer dunklen Gaststube saßen. Doch hören wir selbst, wie er von dem ihm vertrautesten, von Mesocco erzählt:

«Ich weiß keine Dörfer in der deutschen Schweiz, auch am Zürichsee nicht, die sich so stattlich geben können, wie dieses Mesocco. Unseren Landorten hängt trotz Villen, Park und Schulpalästen die Provinz unvermeidlich am Schuh. Aber Mesocco kann so dörflich als möglich klatschen, Ziegen und Schafe mögen noch so pastoral durch die Straßen klappern, es kann ein Stall, so ländlich er mag, in die Straßen hinausduften, einerlei, es bleibt diesem Mesocco doch ein Zug ins Große, Urbane, Städtisch-Gelassene. Man denkt, hier müßten nur stattlich, habliche Leute wohnen, mit sehr viel Kammern für jeden Einzelnen, ja, es gebe beinahe mehr Häuser als Menschen; und alle müßten in einer soliden Stube, auf einem eichenen Sessel sitzen und den Ellbogen auf einen massiven Tisch stützen und Käse und Schinken und einen Humpen tiefroten Nostrano vor sich stehen haben, und wenn sie zur Kurzweil einmal an die Hosen klopfen, so müßte es golden und silbern durcheinander schellen. Man kann sich täuschen, aber wer alle die stattlichen Häuser erblickt, der muß wirklich glauben, diese Bürger seien alle mehr oder weniger Signori, unabhängig, furchtlos, stolz auf Heim und Wesen.»

Das Dorf Mesocco besteht aus verschiedenen weit auseinanderliegenden Teilen. Der Dorfkern ist Crimeo. Jenseits des Flusses liegen Logiano, Darba und Andergia. Aber auch Pian San Giacomo und San Bernardino gehören zur Gemeinde Mesocco.

Neben den einfach uralten Bauernhäusern zeigt das Tal auch einen überraschenden Reichtum an wohlbestellten, größeren Bürgerhäusern. Sie bestehen meist schon seit dem 17. Jahrhundert und wurden von hervorragenden Familien gebaut. Mit einer von ihnen war Federer besonders verbunden: mit der Familie der a Marca. Ihr Stammhaus steht am Hauptplatz von Mesocco. Der Arzt und Dichter Piero a Marca war mit Heinrich Federer befreundet. Oft war er bei ihnen zu Gast. Viele geschichtliche Fäden laufen hier zusammen. Mit eifriger Hingabe verfolgte sie Federer eine Strecke weit. Der Aufstieg der Familie geht zurück ins 15. Jahrhundert. Unter Ludwig XIV, dem Sonnenkönig, besetzte ein Piero a Marca den erzbischöflichen Stuhl von Paris. Andere Familienmitglieder kämpften «dienend und kommandierend auf den Schlachtfeldern in Flandern und Spanien, Ungarn und Frankreich». In der Zeit der Gegenreformation war Kardinal Carlo-Borromeo auf einer Pastoralreise in dem Hause zu Gast. Die prachtvolle Täferstube — das Karl-Borromeo-Zimmer — befindet sich heute im Engadiner Museum in St. Moritz.

Oft wanderte Heinrich Federer zur Schloßruine Misox. Der Weg führte ihn an der Kirche Santa Maria al Castello vorbei. Sie gehört mit der Stiftskirche in San Vittore zu den ältesten des Tales. Der hohe Campanile mit dem schönen Schmuck der schlanken Rundbogenfenster gleicht jenem der Schloßkapelle aufs Haar. Besonders wertvoll aber ist die Innenausstattung von Santa Maria. Federer

versäumte es selten, beim Vorbeigehen einen Blick ins Innere der Kirche zu werfen. Die Balkendecke zeigt reichen ornamentalen Schmuck. Ein Freskenzyklus aus dem 15. Jh. nimmt fast die ganze Fläche der Nordwand ein. Die obere Bilderreihe zeigt das Passionsgeschehen, die mittlere Szenen aus dem Wirken verschiedener Heiliger, die untere überraschenderweise in einzelnen Monatsbildern den Lauf des Jahres. Die Breite des Raumes und die rundgewölbte Apsis, welche den Altar umfaßt, geben der Kirche die weihevolle Ruhe und damit die ideale Voraussetzung zu andächtigem Sich-Versenken.

Großartig steht aber auch die Burg über dem Tale. Kühn krönen die starken sechseckigen Umfassungsmauern mit ihren Ecktürmen den Schloßhügel. Zwischen Mauerlücken öffnet sich der Blick auf das Dorf Soazza mit seiner charakteristischen Kirchensilhouette und weiter talabwärts zu den Bergen von Roveredo. Die ausgeschliffenen Landschaftsformen erzählen von der jahrtausendelangen Arbeit urzeitlicher Gletscher, die dem Tal ihre Gestalt gegeben haben. Tief unten in der Schlucht rauscht die Moesa dem geliebten Süden zu.

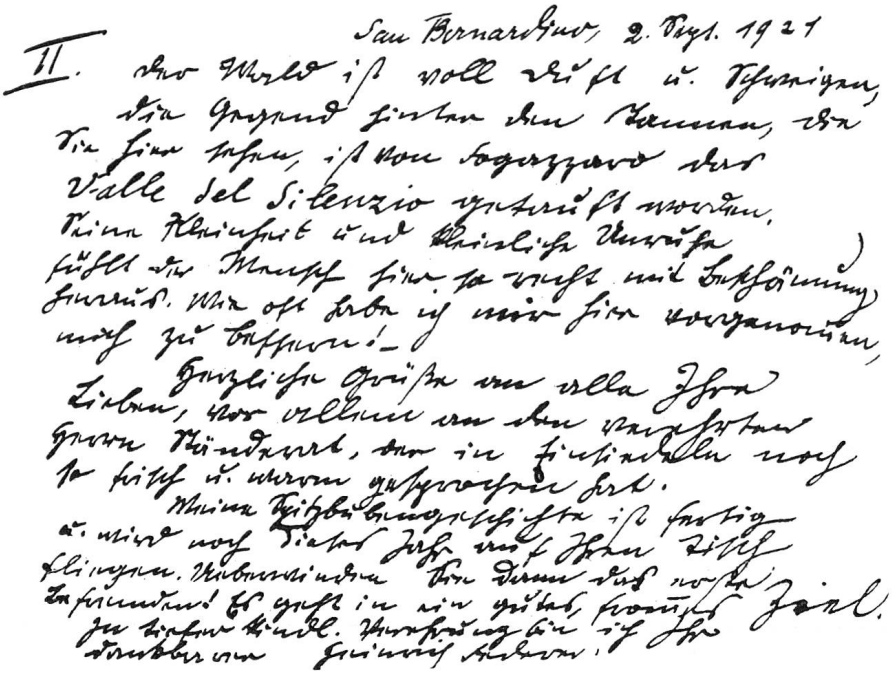
Landschaft und Bauwerk machten dem Dichter wiederum den Blick in die fernste Vergangenheit frei. Er schreibt: «Ja, das schwöre ich, es gibt nur eine Ruine wie diese, im Kurs von Nord nach Süd gelegen, so selbstverständlich dastehend, wie ein Fels oder ein alter Riesenbau, vorrömischen Samens, aber von Legionen der Urbs dann ordentlich eingewurzelt, von den Goten und Langobarden weitergepflanzt, bis das Mittelalter die Krone weiter zackte. Ich liebe die Burgen der Nordschweiz und des Jura. Aber keine weiß ich, die einen so grandiosen, verschwiegenen, selbstbewußten und doch mit der gewaltigen Alpennatur ringsum so organisch verwachsenen Charakter behauptet wie das Kastell.» Bis ums Jahr 1000 war es «sicher Herz und Hirn des Moesatales, oft sein Schutz, oft seine Marter ... und immer sein Kommando.»

Die Burg beherrscht die Talenge. Von ihr aus konnte der einst (und heute wieder) so wichtige Paßübergang abgeriegelt werden. Es ist daher wohl verständlich, daß sich die Bündner und die Talleute im Jahre 1526 entschlossen, die Burg zu brechen. Nur allzu leicht hätten sie sonst vielleicht die mailändischen Widersacher besetzen und ihren eigenen Absichten dienstbar machen können. Seither aber war das Schloß — nun zur Ruine geworden — am Zerfallen.

Mit allen Mitteln, die dem Dichter zur Verfügung standen, setzte er sich zur Erhaltung der Misoxer Schloßruine in ihrer heutigen Gestalt ein. Schön war zwar ihre «Poesie des stillen Verfalls»; aber zum öden Steinhaufen werden, das durfte sie nicht. Das wußten freilich auch die Eigentümer der Burg, die «wunderlich-wunderbaren» Talbewohner, und das wußte vor allem auch die Pro Campagna-Vereinigung. Ihr Präsident, Prof. Dr. L. R. von Salis, und ihr Sekretär, Architekt Eugen Probst, verwendeten viel Zeit und Kraft für die Renovation der Schloßruine. Dem Basler Architekten Max Bachofen hatten sie den Auftrag zur Rettung des wertvollen historischen Bauwerks erteilt. Um möglichst getreu arbeiten zu können, studierte er die alten Dokumente und den Schloßplan von Emilio Tagliabue im Trivulzio-Archiv in Mailand.

Federer setzte sich tatkräftig für diese Renovationsarbeiten ein. Anfangs 1923 berichtete er in verschiedenen Zeitungsartikeln davon. Er erzählte von den Fortschritten der Ausgrabungen und von den merkwürdigen Funden aus alter Zeit, die dabei zu Tage gefördert worden waren. Er stellte den weiträumigen Grundriß dar, wie er sich den Wissenschaftern ergeben hatte, und forderte auf diese Weise dazu auf, die für die weiteren Renovationsarbeiten notwendigen Geldmittel zur Verfügung zu stellen. Als leuchtendes Vorbild in dieser Sache diente ihm der Kanton Solothurn. Er hatte für sein «Alt-Falkenstein» 25 000 Franken bewilligt.

Zwei Jahre später, im Mai 1925, erhob er erneut seine Stimme, um weitere finanzielle Mittel und Arbeitskräfte zu gewinnen. Er lud



Faksimile eines Kartengrußes von Hch. Federer aus San Bernardino

die akademische Jugend zum freiwilligen Arbeitsdienste ein. Da aber die langen Sommerferien der Hochschulen erst Ende Juli anfingen, meinte er, auch die nichtstudierenden jungen Männer sollten sich inzwischen während einiger Wochen für diesen Dienst an der gemeinsamen Sache zur Verfügung stellen. «Diese Kolonialzeit auf historischem Boden, im Verkehr mit einem italienischsprechenden prächtigen Völklein, wäre ein Stück feinster Bruderpolitik zwischen dem deutschen und welschen Schweizertum und brächte für Misox das Ergebnis, eine große, ernste, gewaltig ins vaterländische Gewissen redende, unsterbliche Ruine zu bleiben.» (Nach Floeck.)

Im Jahre 1916 bestieg Heinrich Federer den Pan di Zucchero und den 2873 m hohen Piz Cavriola. Auch diese beiden Bergfahrten verdankte der Dichter seinem historischen oder in diesem Falle doch literatur-historischen Interesse. Von seinem Vorbild und Meister Conrad Ferdinand Meyer wurde nämlich erzählt, er habe den Pan di Zucchero erstiegen. Gerne hätte es ihm auch der fünfzigjährige Jünger gleichgetan, doch er hatte Bedenken seines Asthmas und seiner sonstigen Brustübel wegen. Aber der sechzehnjährige Giuseppe a Marca schilderte ihm die Gipfelsicht in so verlockenden Farben, daß er sich schließlich entschloß, in der Begleitung des starken, begeisterungsfähigen Jünglings die Fahrt zu wagen.

Giuseppe a Marca war der Sohn eines Schulkameraden von Heinrich Federer. Die Eltern waren früh verstorben. Der Dichter hatte sich deshalb des empfindsamen, der Literatur und allem Schönen aufgeschlossenen jungen Mannes angenommen und ihn ermuntert, Jurisprudenz zu studieren. Die Ahnen von Giuseppe a Marca hatten in den Jenatsch-Wirren mitgewirkt. Conrad Ferdinand Meyer spricht davon in seinem Roman.

Unterhalb des Gipfels fand Federer die Inschrift C.F.M.s.r. Er deutete diese Buchstaben folgendermaßen: Conrad Ferdinand Meyer si rassegna — C. F. Meyer verzichtet. Demnach hätte sein Vorgänger hundert Meter vor dem Gipfel aufgegeben. Das spornte den erschöpften Fünfziger an, seine letzten Kräfte zu sammeln und bis zum Ziele durchzuhalten. Eine beglückende Sicht über das Tal lohnte die Mühe. Die gegenüberliegenden Berge standen im farbigsten Licht: der Piz Uccello und seitlich darüber die kühne Nadel des Piz Cavriola. Der junge Begleiter zeigte mit seiner ausgestreckten Rechten zu dem stolzen Berge hinüber.

«Den hat noch niemand bezwungen», meinte er. «Wir beide, wir sollten eigentlich die Erstbesteigung wagen, besonders da der Dichter Fogazzaro diesen Berg so sehr geliebt hat.»

Antonio Fogazzaro hatte in San Bernardino die Liebesidylle «Il libro Miranda» und die Novelle «Fede» geschaffen. Mit den folgenden schönen Versen hat er das Misox besungen:

Niemand hat je ein Land
mir so zur Seele gesprochen
und nie hat meine Seele
mit solchem Feuer geantwortet.

(Deutsch nach Zendralli)

Wenn der verehrte Dichter den Berg zwar nicht erstiegen, ihn aber doch gelobt und geliebt hatte, dann mußte es freilich verlockend sein, auch diese Mühsal auf sich zu nehmen. Schließlich hatte sich Federer ja durch die geglückte Besteigung des Zuckerhutes gekräftigt. Eine Erstbesteigung zu Ehren Fogazzaros mußte ganz besonders reizvoll sein. Er wollte es wagen.

Giuseppes Vetter, der etwas ältere einarmige Poppi, schloß sich den Wanderern an. Unter munteren Gesprächen kamen sie in der Morgenkühle recht gut voran. Giuseppe war ein fast leidenschaftlicher Freund der Schriften Fogazzaros. Er verglich die Landschaft vor ihnen mit einzelnen Stellen aus der Dichtung. Federer stellte die Beschreibungen Oberitaliens durch Alessandro Manzoni daneben.

Erst als die steileren Wände erklommen werden mußten, starb das Gespräch. Den letzten Teil der Wanderung legten sie barfüßig zurück. Sie wagten es nicht, das «eisglasige oberste Schieferdach» mit den genagelten Schuhen zu betreten.

Eine prächtige Rundsicht belohnte die drei Freunde. Sie standen im Mittelpunkt einer erhabenen Bergwelt. Die Gipfel des obersten Rheinwaldtales — das Zapporthorn, das Hohberghorn, Schwarzhorn, Lorenzhorn und das Kirchalphorn — stehen ihm unmittelbar gegenüber. Im Osten grüßt der Pizzo Tambo, weiter südwärts der Piz Lambreda und — hintereinander gestaffelt — die klaren Bergformen, die das Misox einfassen. Hinter diesem herrlichen Kranz aber leuchtete an diesem klaren Tag die ganze Alpenwelt auf. Den Basodino, den Tödi, die Bernina, den Tamaro, alle die vertrauten Flanken, Gipfel und Gletscherbänder konnten sie erkennen.

Jetzt war es Zeit, das Geheimnis dieser Erstbesteigung zu lüften. Die beiden jungen Freunde gestanden, daß sie selber schon zweimal da oben geweilt hatten und daß auch sie wohl nicht die ersten gewesen seien. Es wäre ihnen aber darum gegangen, dem Dichter zum Genuß dieser einzigartigen Rundsicht zu verhelfen. Heinrich Federer ließ die Entschuldigung gelten, besonders da Giovanni erklärte, er habe jedesmal die «Miranda» mit hinauf getragen. Auch jetzt setzte er sich seinen Begleitern gegenüber und las ihnen vor:

. . . die Sonne
leuchtet auf die Gletscher und die höchsten
Felsen,
auf Tannenwälder und hinab
auf die smaragdnen Wiesen, auf die blauen
Wasser der Moesa und auf die Herde
der weißen Häuser an dem Flusse . . .

Es wäre falsch, würde aus den bisherigen Ausführungen der Schluß gezogen, Heinrich Federer hätte stets einer «kulturellen Entschuldigung» bedurft, um die landschaftlichen Schönheiten voll genießen zu können. Es ist viel mehr so, daß ihn die kulturgeschichtlichen Bezüge die mannigfaltigen Erlebnisse der Schönheit, die ihm dieses Tal schenkte, in das Menschliche vertieften und dadurch noch reicher, noch vollkommener machten.

In farbigen Worten schilderte er die schöne Fahrt im Einspänner den Paß hinauf, vorbei an den weiten Loggien der südlichen Häuser von San Vittore und seiner dreischiffigen, 600 Jahre alten Stiftskirche, dann den Reben von Roveredo entlang, wo die steinerne Brücke seit fast fünfhundert Jahren ihre weiten Bogen über die schäumende Moesa spannt, wo schattende Bogengänge den Marktplatz säu-

men und der berühmte Baumeister Gaspare Zuccalli geboren wurde, der im Auftrage des kurbayrischen Hofes so manches barocke Bauwerk geschaffen hat, und weiter, Grono entgegen, wo die Calancasca einmündet und die Berge sich enger an den Fluß schließen, an Weinlauben und mit Gneisplatten bedeckten Häusern vorbei, immer den Wechsel zwischen südlicher Milde und nördlicher Wucht genießend, nach Soazza, wo der Bergtannenwald die Kastanienhaine endgültig verdrängt und die Pfarrkirche von San Martino «wie ein Stein gewordenes Gebet» aus urtümlicher Welt ins Tal hinabblickt.

Die Nebenflüsse der Moesa sind im Sommer meist harmlos und klein. Sie hatten nicht die Kraft, die harten Hänge zu durchsägen. Über hohe Stufen münden sie in das Haupttal. Im Frühjahr aber schäumen und brausen sie in wildem Lauf. Dann vermitteln die Wasserfälle, an welchen das Tal so reich ist, die erhabensten Schauspiele. Federer hat sie alle besucht und geliebt. Vom Buffalora-Fall unterhalb von Soazza schrieb er: «Die Flut (es ist Schneeschmelze), aufgelöst wie das Greisenhaar eines Patriarchen, des Bündnerischen Berggeistes etwa, weht bis zur Straße nieder. Man riecht und schmeckt den schneefeuchten Hauch des Baches. Dieser herrliche Fall in einsamer Gegend, ohne Tafel, ohne Wirtshaus, hart an der Landstraße, hat noch seinen ganzen jungfräulichen Zauber bewahrt. — Man kann also doch an der Straße wirken und glänzen und rein bleiben!»

Aber auch den Rizeu-Fall bei Mesocco hat er besucht und seinem Gesange gelauscht. In drei Stufen fällt er aus schimmerndem grauen Fels in die bewaldeten Kragen und immer in anderer Gestalt: langsam wallend zuerst wie ein Schleier, dann in mächtigem Wurf, breit und schwer, und schließlich in freundlichem, üppigem Strahl wie ein Segen. Das «Caldrolong», der Höllenstrudel der Moesa unterhalb der Brücke nach Doira, gehörte ihm mit zu den gewaltigen Wasserspielen der Natur in dem geliebten Tal.

Das Wertvollste aber, was Heinrich Federer in seiner Gastheimat und besonders oben in San Bernardino gefunden hat, das faßte er einmal in dem folgenden Satze zusammen: «Was ich in der Tiefe kaum je ahne, die Süßigkeit des Atmens, die Wonne des Gesundseins, hier wird es mir vom Herzen bis in die Fingerspitzen wahr: ich lebe und weiß es.»

Das Werk von Heinrich Federer ist heute bei vielen vergessen. Die Literaturwissenschafter aber, sie übergehen ihn nicht. Schon fünf Jahre nach seinem Tode widmet ihm Emil Ermatinger in seinem grundlegenden Werk «Dichtung und Geistesleben der deutschen Schweiz», das 1933 in München erschienen ist, eine ausführliche Charakterisierung. Er nennt ihn den «stofflich reichsten, menschlich beweglichsten und geistig weitesten der neueren katholischen Schriftsteller der Schweiz». Guido Calgari weist in seinem 1966 in Olten erschienenen Buch «Die vier Literaturen der Schweiz» erneut mit allem Nachdruck auf Federers Schaffen hin. Er rühmt sein franziskanisches Gemüt, sein gütiges Verständnis für die Menschen und die alles überstrahlende Barmherzigkeit.

Federer ist ein Meister der Kleinkunst. Seine Skizzen, Genreszenen, Kurgeschichten und Idyllen sind literarische Kostbarkeiten ersten Ranges. Das gilt besonders für «Sisto e Sesto» und für die «Umbrischen Geschichten», in denen sich Fabulierlust und freundliche Erinnerungen aufs glücklichste vereinigen. Dank seiner Beobachtungsgabe und seines Einfühlungsvermögens kann der Dichter die Personen lebendig charakterisieren. In seinem letzten Werk zum Beispiel, dem Roman «Papst und Kaiser im Dorf», werden die verschiedensten Menschentypen dargestellt, die großen und die kleinen, die mächtigen und die ohnmächtigen in vielen Variationen und Zwischenstufen, in ihrer Not, in ihrem Leiden, ihrem Kummer, aber auch in ihrer Freude, ihrem Übermut und Glück. Oft erweist sich dabei das Große als klein und das Kleine als groß. In den frühen «Lachweiler Geschichten» aber wird die Welt des Kindes mit viel Liebe und Sorgfalt dargestellt.

Immer stehen die uralten und gleichzeitig aber auch stets neuen Aufgaben im Vordergrund: das Verhältnis von Mann und Frau, die Kindererziehung, der Lebenserwerb, überhaupt das Zurechtfinden im täglichen Leben. Über allen Verhältnissen steht mahnend, verpflichtend und fordernd das Schöne und das Gute. Der reiche Glanz der Schöpfung spricht fast aus jeder Zeile. So wird das Werk dieses Dichters zu einem Dank für die stillen, aber reichen Gaben, die er trotz schwacher Gesundheit und manchen Widerfahrnissen hat empfangen dürfen.

Literatur

Neben den gesammelten Werken von Heinrich Federer haben die folgenden Schriften wertvolle Anregungen und Unterlagen gegeben:

Heinrich Federer, Altes und neues Land, Neue Zürcher Zeitung, 5. 6.—9. 8. 1921

Heinrich Federer, Ein Spaziergang ins Mittelalter, NZZ 11.—24. 2. 1923

Heinrich Federer, Die Ruine Misox, eine Ferienkolonie, NZZ 22. 5. 1925

Oswald Floeck, Heinrich Federer, Leben und Werk, Berlin 1938

A. M. Zendralli, Das Misox, Schweizer Heimatbücher Bd. 31/32, Bern o. J.

Emil Ermatinger, Dichtung und Geistesleben der deutschen Schweiz, München 1933

Guido Calgari, Die vier Literaturen der Schweiz, Olten 1966

Zuletzt

Über sieben Bäche geht es,
Herz, mein Herz, zu Dir,
Und mit sieben Winden weht es
Rauh entgegen mir.
Doch dann wird an Deinem Pförtchen
Alles gut und still,
Wenn ich harre mit dem Wörtchen:
Herr, tu auf, ich will!

Heinrich Federer
(Letzte Gedichte)